

9]

Die Gräfin.

Von Hans Röder.

(Nachdruck verboten.)

Die Gräfin unterwarf die dicke Schlächterfrau einem förmlichen Verhör, indem sie deren Redseligkeit geschickt anzuspornen und auf die Punkte hinzuweisen verstand, die für sie zur Erreichung ihres Zweckes von Wichtigkeit waren. Frau Langemah kam ihr hierbei auf halbem Wege entgegen, denn es that ihr wohl, gerade dieser vornehmen Dame gegenüber das volle Gewicht der Hunderttausende, die sie werth war, in die Wagschale zu werfen. So sagte sie: „Eigentlich ist 20 000 M. mir etwas wenig, wir legen nicht gern solche kleine Summen unter 50 000 M. an, man hat sonst immer zu viele Scherereien mit diesen Hypotheken. Gendöhnlich lassen wir das Geld so lange liegen, bis von unsern Zinsen wieder soviel zusammen ist; aber da es schließlich doch angelegt werden muß, so würde mir das in diesem Falle auch gleich sein.“

Es dauerte nicht lange, und die Gräfin hatte einen vollständigen Einblick in die Vermögens- und Familienverhältnisse der Frau Langemah. Sie sagte sich ganz richtig, daß diese Schlächterfrau nicht, wie es gewöhnlich geschieht, mit etwas renommirte, was sie nicht hatte, sondern daß dieselbe im Gegenheil mit dem renommirte, was sie hatte, um ihre Eitelkeit zu befriedigen oder sonst irgend etwas zu erreichen, was ihr erreichenswerth erschien. So kam sie zu der Ueberzeugung, daß ihr der Himmel in dieser wohlbeleibten und redseligen Person wirklich einen Goldkarpfen gesandt, wie sie ihn gerade gebrauchen konnte. Es handelte sich also nur darum, dieses nützliche Geschöpf glücklich in ihre Neze hinein zu komplimentiren. Darum vermied es die Gräfin, das Gespräch auf das Geschäft selbst zu lenken. Sie hütete sich auch, zu sagen, daß sie eine zweite Hypothek aufzunehmen wünschte, vielmehr suchte sie zunächst sich in das Vertrauen der Frau Langemah einzuschmeicheln. Bei ihrer gesellschastlichen Gewandtheit und der Liebenswürdigkeit, die sie je nach Bedarf zu entwickeln verstand, war ihr das nicht schwer, zumal sie darin nicht zu weit ging und ganz systematisch verfuhr.

Man besichtigte das Grundstück; doch nur, weil Frau Langemah das durchaus wollte, theils des Geschäfts wegen, vor allem aber, um ihre Neugierde zu befriedigen.

Mit Bewunderung blieb die dicke Schlächterfrau vor den Ahnenbildern der Gräfin stehen. Diese waren zwar schon sehr verschossen, aber gerade das imponirte ihr. Auch konnten an den Rahmen derselben scharfe Augen ganz verborgen auf den Seitenrändern noch immer die Spuren blauer Siegel entdecken, die dort vor Jahren von rechts wegen eine friedliche Ruhestätte gefunden.

Frau Langemah war entzückt, als die Gräfin sie bat, den Kaffee mit ihr einzunehmen. Auf Geheiß ihrer Mutter mußte die junge Komtesse sich bereit machen, um mit der Bahn nach Berlin zu fahren. Die Gräfin wollte erproben, ob die Schlächterfrau das junge Mädchen auffordern würde, mit ihr zu fahren. Sie rechnete bestimmt darauf und sie rechnete richtig. Ihre Absicht dabei war, auf alle Fälle mit der Langemah Fühlung zu behalten. Sie wollte dann den Abschluß des Geschäfts etwas hinauszögern, um den Anschein zu erwecken, daß sie das Geld eigentlich überhaupt nicht benötigende und es vielmehr gewissermaßen eine Gefälligkeit von ihr, jedenfalls aber eine Ehre für die Langemah wäre, wenn sie, die Gräfin Matuschka, ein Kapital von ihr, der Schlächterfrau, entlieh.

Als das junge Mädchen sich entfernt hatte, sagte die Langemah, die der Gräfin eine Schmeichelei sagen wollte: „Schade, daß ich keinen Sohn habe, sonst hätte sie meine Schwiegertochter werden können.“

„Ja, es ist schade“, erwiderte die Gräfin verbindlich und lächelte in sich hinein; dabei dachte sie: so eine dumme Gans, was sich die eigentlich denkt; aber sie ist eben so fett, wie sie dumm ist, ich werde sie gehörig rupfen.

Frau Langemah war stolz, als sie an der Seite der kleinen Komtesse in ihrem Gespann durch den Thiergarten fuhr. Geradezu auf dem Gipfel der Glückseligkeit fühlte sie sich aber, als ein Offizier zu Pferde, der ihnen begegnete, ihre Nachbarin höflichst begrüßte. Sie ließ deshalb auch durchaus nicht nach;

die Komtesse mußte sie begleiten und ihre Wohnung in Augenschein nehmen. Die Kleine, die nach ihrer Mutter geartet und durchaus nicht auf den Kopf gefallen war, wehrte zunächst ab, schließlich aber ließ sie sich erweichen. So oft und so vielen Frau Langemah auch schon ihre Wohnung gezeigt hatte, denn das war nun einmal ihr Parade- und Steckenpferd, aber eingehender als an diesem Tage war sie dabei noch nie zu Werke gegangen und noch nie hatte sie dabei ausgeräumter und stolzer in die Welt geblickt.

„Nun, ich hoffe doch, Sie werden mir noch öfter die Ehre erweisen“, sagte sie, als das junge Mädchen sich verabschiedete. Diese machte eine steife Verbeugung, sobald sie aber auf der Straße war, wollte sie sich vor Lachen fast ausschütten. Frau Langemah hingegen sagte, nachdem sie die Korridorhüre wieder geschlossen hatte, im ernstesten und gewichtigsten Tone zu ihrer Köchin: „Anna, das war eine wirkliche Komtesse, das heißt nämlich so viel wie Gräfin!“

„So, na id finde, die sieht irade so aus wie die Fette von die Schulzen unten im Grünramteller, sie hat' och man zwee Beene und ene Neze ins Gesicht“, gab die Köchin zur Antwort.

„Das verstehst Du nicht“, erwiderte Frau Langemah selbstbewußt und entrüstet. Es stand bei der Schlächterfrau fest, der Gräfin das Geld zu leihen, ja sie fürchtete im geheimen förmlich, das Geschäft möchte sich wieder zerschlagen, denn sie hatte wirklich den Eindruck gewonnen, als läge der Gräfin grade nicht besonders daran, die Sache schon abzuschließen. Bei ihrer Abfahrt hatte dieselbe gesagt: „Also Sie überlegen sich die Sache wohl und geben mir gelegentlich Bescheid. Vielleicht kommen Sie, wenn Sie spaziren fahren, auch mal wieder persönlich mit heran. Es wird mich freuen, Sie wieder zu begrüßen. Im übrigen hat die Sache ja auch Zeit und Geschäfte wollen ja auch überlegt sein.“

Frau Langemah war ihrem Gatten gegenüber des Lobes der Gräfin voll; freilich damit machte sie auf ihren Frihe keinen Eindruck. Dieser hatte nie für die vornehmen Leute etwas übrig gehabt, dazu war er ein zu fleißiger Mensch und eine viel zu demokratisch angelegte Natur. Trotzdem hatte er gegen das Geschäft nichts einzuwenden. 20 000 M. war so eine Villa in Westend auf alle Fälle werth, und dazu fünf Prozent Zinsen, das konnten sie ruhig machen. Er kimmerte sich also nicht weiter um diese Angelegenheit und ließ seiner Frau freie Hand, zumal das Geld für sie eingetragener werden sollte; denn sie hatten es immer so gehalten, daß die Hälfte ihres Vermögens für ihn, die andere Hälfte auf ihren Namen angelegt wurde.

Nachdem zwei Tage verstrichen waren, sah Frau Langemah wieder in ihrem Wagen und fuhr nach Westend hinaus zu ihrer Bekannten, der Gräfin. Sie war in sehr gehobener Stimmung. Wieder wurde sie sehr freundlich empfangen, wieder mußte sie den Kaffee mit der Gräfin einnehmen und wieder sprach man nur ganz flüchtig über den eigentlichen Zweck ihres Besuches, nämlich über das Hypothekengeschäft. Erst nach dem Kaffee, als die Langemah sich wieder zum Aufbruch rüstete, sagte die Gräfin: „Ja, meine Liebe, ich bin mir eigentlich immer noch nicht schlüssig, ob ich das Geld aufnehmen soll oder nicht.“ Frau Langemah hatte ihr gleich bei ihrer Ankunft gesagt: „Meine verehrte Gräfin, das Geld gebe ich Ihnen;“ aber die Gräfin hatte das scheinbar höchst gleichgültig aufgenommen und das Gespräch auf einen anderen Gegenstand gelenkt.

„Sehen Sie“, hatte die Gräfin fortgefahren, „es handelt sich da um eine Gefälligkeit, die ich hohen Verwandten von mir auf ein paar Monate erweisen soll. Gern thue ich es ja nicht, aber es ist doch im Interesse meiner Kinder, wenn ich solchen einflußreichen Personen mal gefällig bin. Ich habe die Hypothek ja vor Jahren schon mal begeben bei einer ähnlichen Gelegenheit und dann wieder zurückgezahlt, als ich anderweitig Geld flüssig bekam. Kurz, ich weiß wirklich noch nicht, was ich da thun soll; aber ich will Ihnen was sagen, meine liebe Frau Langemah, bis morgen Nachmittag werde ich mich definitiv entscheiden. Hier ist der Hypothekenbrief, da sind die Details drin, Sie können das ja prüfen und sich die Sache nochmal überlegen. Ich werde morgen Nachmittag zu Ihnen kommen, und dann können wir uns beide entscheiden.“

„Wie Sie wünschen, Frau Gräfin“, antwortete die Langematz „aber nicht wahr, Sie trinken dann den Kaffee bei mir? um welche Zeit wäre es Ihnen gefällig?“ „Sagen wir um 5 Uhr“, gab die Gräfin zur Antwort.

Frau Langematz fuhr sehr befriedigt über die Liebenswürdigkeit und das Vertrauen, dessen sie die Gräfin würdigte, nach Hause. Diese vornehme Dame war doch anders, so gar nicht stolz wie die anderen feinen Damen, die sie gelegentlich kennen gelernt hatte. Es wäre doch zu reizend, wenn die Gräfin ihre Freundin würde! Dann wären auf einmal ihre geheimsten Wünsche erfüllt gewesen, und dieser Gedanke umschmeichelte die Schlächterfrau, während dieselbe in ihrem Wagen auf der Heimfahrt begriffen war. Sie bedauerte nur, daß das Geschäft noch nicht abgeschlossen war; denn wenn es nun doch nicht zu stande käme, dann würden auch die Beziehungen, die eben auf dem besten Wege waren, sich zwischen ihr und der Gräfin anzuspinnen, wieder aufhören.

Als Frau Langematz zu Hause anlangte, fand sie Besuch vor. Eine ihrer Freundinnen erwartete sie. Die Schlächterfrau konnte nicht unterlassen, dieser von ihrer neuen Freundin, der Gräfin, viel Nühmliches zu berichten.

„Morgen würde sie einen großen Kaffee geben, wozu auch sie hienext eingeladen sei, da würde sie diese feine Dame kennen lernen.“

Noch am Abend ließ Frau Langematz, um dieses bedeutungsvolle Ereigniß würdig zu feiern, einen Baumkuchen mit möglichst langen Nasen, eine Kuchstorte und noch verschiedene andere schmackhafte und kostspielige Kuchenorten bestellen. Die Gräfin sollte sehen, daß sie, die Frau Langematz, hinter niemand zurückstehen brauchte. Nur eins bedrückte sie, wenn von ihren Freundinnen sollte sie sonst noch zu diesem Kaffee einladen? Wenn sie so feinen Besuch bekam, müßte sie doch eine gewisse Auswahl treffen. Unmöglich konnte sie die Müllern, die Frau von dem Handschuhmacher um die Ecke, einladen und wenn sie auch die älteste ihrer Bekannten war, die hatte doch zu wenig Bildung. Aber da war die Frau Rechnungsrath und die Frau Doktor, die Frau von dem Oberlehrer, das waren auch gebildete Damen, die würde sie einladen. Erst am Mittage des folgenden Tages fand Frau Langematz Zeit, den Hypothekenbrief, den ihr die Gräfin so vertrauensvoll eingehändigt und den sie sogleich in ihrem Sekretär verschlossen hatte, einzusehen. Da stand unter Nr. 2: 20 000 Mark und 5 Prozent Zinsen halbjährlich zahlbar für den Major a. D. Freiherrn von Beust. Sie blätterte weiter und siehe da, in der dritten Abtheilung unter Nr. 1 waren vor dieser Summe bereits 50 000 Mark eingetragen. Sie traute ihren Augen nicht, denn sie hatte als ganz selbstverständlich angenommen, daß die Villa sonst noch nicht hypothekarisch belastet sei.

Frau Langematz war höchlichst überrascht. 20 000 M. zur ersten Stelle, ja, das wäre eine sichere Anlage gewesen, aber hinter 50 000 M., da konnte doch von Sicherheit kaum noch die Rede sein! Und doch berührte es sie unangenehm, wenn sie nun dachte, daß aus dem Geschäft vielleicht nichts werden könnte. Sie suchte förmlich nach Gründen, um trotz alledem ihre Bedenken zu beschwichtigen. War die Gräfin nicht eine vornehme und vermögende Dame? Hatte sie nicht die Hypotheken schon einmal ausgeliehen und dann wieder zurückgezahlt? Es sollte doch, sozusagen, nur eine Gefälligkeitsanleihe sein, wie sie gesagt hatte und von ganz kurzer Dauer! Der Major von Beust, der die Verhältnisse der Gräfin gewiß genau kannte, hatte der ihr nicht das Geld gegeben, warum sollte sie es nicht auch thun und sich so dieser feinen Dame gefällig erweisen. Nein, wenn sie sich das alles richtig überlegte, es war doch eigentlich gar kein Risiko bei der ganzen Sache?

Frau Langematz lief am Nachmittage, ehe ihre Kaffeegäste sich einstellten, förmlich wie ein Wiesel in ihrer Wohnung umher. Sie wachte noch hier und da ein Stäubchen fort, rückte an ihren Tischen und Stühlen herum, zupfte die Decken gerade. Kurz, sie kam nicht zur Ruhe; aber als sie einen letzten prüfenden Blick über das ganze warf, war sie zufrieden. Die Tische wollten förmlich brechen unter der Last der Torten- und Kuchenstücken und ihre feinen Silberfachen blitzten, daß es eine Freude war. Punkt 5 Uhr stellte sich die Gräfin ein; die anderen Damen waren schon versammelt. Dieselben hatten alle ihren neuesten Staat angelegt und waren mit allen möglichen Schmucksachen behangen. Frau Langematz glänzte in Seide. Die Gräfin war ganz einfach und dunkel gekleidet, wie sie immer ging, seit sie verwittwet war und ihr Vermögen verloren hatte.

Böse Zungen meinten, daß sie sich über den Tod ihres Gatten längst hinweg getröstet, ja daß das viel eher ein erfreuliches, als ein betrübendes Ereigniß für sie gewesen, aber den Verlust ihres Vermögens würde sie gewiß bis an ihr seeliges Ende betrauern. Als sie eintraf, erhoben sich die Damen und verneigten sich tief, als käme eine Königin. Sie sagte artig: „Aber meine verehrte Frau Langematz, ich bin ganz perplex; ich habe gar keine Toilette gemacht. Konnte ja nicht ahnen, daß ich Ihnen gerade in den Kaffee hineinfallen würde. Bitte also zu entschuldigen, meine Damen, wenn ich störe.“ Dabei verneigte sie sich leicht und ließ dann ihre Augen ruhig und forschend über die Anwesenden hinweggleiten, gleichsam wie ein Reh, das sichert und äugt, ob nicht irgend ein heimlicher Feind ihm nahe.

Als sie noch reich und angesehen gewesen war, hatte das Wesen der Gräfin etwas Hochfahrendes, Kaltes und Abweisendes gehabt. Seit sie aber an sich selbst die Schwere des menschlichen Lebenskampfes erfahren und sie sich aller ihrer Fähigkeiten als Waffen zu ihrem Fortkommen bedienen mußte, war sie um vieles schmiegsamer geworden und sie hatte auch gelernt, wenn es ihr nützlich erschien, eine bestreidende Liebenswürdigkeit zu entwickeln. Dabei war sie viel zu klug, um jemals zu vergessen, die Liebenswürdigkeit mit dem nöthigen Zusatz vornehmer Zurückhaltung zu mischen, je nachdem es die Umstände erforderten. So erhielt sie sich den Respekt und sammelte dennoch Freunde und erweckte Vertrauen.

Es herrschte deshalb unter diesen Damen nur eine Stimme des Lobes über die Gräfin, als dieselbe nach Verlauf einer Stunde bereits wieder ausbrach und trotz aller Bitten sich nicht bewegen ließ, noch länger zu verweilen. Die Gräfin wußte sehr wohl, was sie that, indem sie sich rare machte, um ihr Pulver möglichst trocken zu halten und nicht zu schnell zu verschleßen. Nur die Rechnungsrathin meinte, eigentlich hätte sich die Gräfin doch etwas zu zimperlich, sie hätte so gut wie garnichts von dem Baumkuchen gegessen und der Schmecke doch zu fein. Da wäre sie ganz anders, eine so gute Gelegenheit müsse man wahrnehmen, die böte sich nicht alle Tage, nicht wahr, Langematz, sagte sie und dabei griff sie noch einmal tüchtig in den Keller hinein, holte einen kleinen Beutel aus ihrer Tasche und packte die Kuchenstücke da hinein. Die andern nahmen ihr den Teller schnell fort, aber die Frau Rechnungsrath hatte ihr Teil schon in Sicherheit gebracht. Sie machte das immer so, wenn sie bei Frau Langematz zum Kaffee war, darum hatte sie Uebung darin.

Frau Langematz war sehr zufrieden mit dem Verlauf ihres Kaffees. Sie stand mit einmal ganz anders, so zu sagen ein paar Grad höher in den Augen ihrer Bekannten da, die sie mit allen möglichen Fragen betreffs der Gräfin bestürmt hatten. Als sie am andern Tage in ihrem Wagen saß und wieder nach Bestend hinausfuhr, war sie fest entschlossen, der Gräfin das Geld zu geben und sie wollte das auf ihre eigene Kasse nehmen. Ihr Frise brauchte vorläufig ja weiter nicht zu erfahren, daß die Sache anders lag, als sie zuerst selbst geglaubt und ihm vorgestellt hatte. Sie konnte aber doch unmöglich wieder zurück, es war ja doch nur eine vorübergehende Gefälligkeit, die sie der Gräfin erwies und sie würde deshalb nicht wieder mit dieser reizenden Dame brechen, deren Bekanntschaft ihr ein glücklicher Zufall vergönnt. Ihre Freundinnen würden sie ja sonst schrecklich auslachen.

(Schluß folgt.)

Die Stellung der Türken in Europa.

H. Bambergy bringt in der „Geographischen Zeitschrift“ eine Studie über die Ursachen, denen der Niedergang des einst so mächtigen Ottomanischen Reiches zuzuschreiben ist. Wenn uns auch nicht scheint, daß die gestellte Frage durch diese Ausführungen vollständig gelöst wäre, so sind dieselben doch sehr interessant und mittheilenswerth.

Das Siechtum der Türkei, so schreibt Bambergy, hat gleich bei ihrer Gründung seinen Anfang genommen, und trotz der riesigen Machtausdehnung der späteren Zeiten kann der nüchterne Forscher nicht umhin, schon die erste Phase ihres Entstehens als Fehlgeburt zu bezeichnen.

Als der türkische Stamm der Seltschuken sich Kleinasien bemächtigte, da erstreckte sich ihre Herrschaft eigentlich nur auf die Städte: türkische Kolonien hat es im 11. Jahrhundert in Kleinasien nicht gegeben, und selbst in den darauf folgenden Jahrhunderten blieben die Türken nur in der Rolle militärischer Verwalter des Landes, dessen Einwohner aus Armeniern, Griechen und anderen Autochthonen bestanden. Der spätere aus Innerasien nachrückende Stamm der Osmanen verstand es zwar

besser, die übrigen Bewohner, besonders die Griechen, sich zu assimiliren und andererseits sich die griechische Kultur bis zu einem gewissen Grade zu eigen zu machen; das war aber nur in Kleinasien der Fall, denn kaum waren die Sultane über die Meerenge von Gallipoli nach der Balkanhalbinsel vorgebrungen, wo sie kompakteren christlichen, arischen Elementen gegenüberstanden, da fing der Zauber der nationalen Einverleibung zusehends an abzunehmen. Die Türken in Europa haben die vorgefundenen Elemente nur islamisirt, nicht türkisirt, ja selbst die Islamisirung erstreckte sich nur auf einzelne Theile in Bosnien und der Herzegowina, auf einige albanische Stämme zc. Die Zahl der Türken in der europäischen Türkei war daher von jeher gering und erstreckte sich zumeist auf die Städtebewohner, die ursprünglich zum Beamtenheer gehörten, und von denen nur sehr wenige Dörfer gebildet haben und mit der Landwirtschaft sich beschäftigen. Die besitzende Klasse des Landes waren wohl zumeist Türken, doch der Bauernstand gehörte ausschließlich dem slavischen Elemente an. Das war nicht nur am Donauengelände, sondern auch im Innern der Balkanhalbinsel der Fall, daher wir heute, nachdem das ehemalige Tuna-Bilajeti in ein bulgarisches Fürstenthum sich verwandelt, in Makedonien und auch anderswo dem schwierigen Probleme einer gemischten Bevölkerung gegenüberstehen.

Im Laufe der Zeit ist die Nationalität in der Türkei noch weiter stark zurückgegangen, woran die Militärpflicht die Hauptschuld trägt, da das Türkenthum von jeher in der Rolle einer nation militans (Kriegsvolk) einer starken Zahlenverminderung unterworfen gewesen ist, während die christlichen Unterthanen des Sultans durch Entrichtung des Bedelie (Militärtaxe) von der Blutsteuer verschont geblieben sind. Bei der frühesten Berechnung hat es im frühesten Rumelien nie mehr als zwei Millionen Türken gegeben, die, von Tcherkessen, Tartaren, Albanesen, Bosniaten und Herzegowizen moslimischen Glaubens unterstüzt, den christlichen Unterthanen gegenüber allerdings eine respektable Macht darstellten. Doch kaum war in dem letzten russisch-türkischen Kriege die Macht der Osmanen in Europa gebrochen, als das türkische Volkselement sich sofort zur Auswanderung anschickte und mit dem Rückzuge der türkischen Truppen jenen Weg einschlug, den ihre Ahnen vor mehreren hundert Jahren genommen, d. h. über den der Türkei in Europa übrig gebliebenen Theil nach Kleinasien ging, wo es arg dezimirt ein klägliches Dasein fristet. Mit den Türken entfernten sich auch die Tartaren und Tcherkessen der Dobrudscha, und was heute vom Türkenthum auf der Balkanhalbinsel zurückgeblieben, das beläuft sich auf höchstens 5- oder 600 000 Seelen, von denen der größte Theil im Fürstenthum von Bulgarien und in dem Bilajet von Adrianopel anzutreffen ist. Die osmanische Hegemonie mag daher in der europäischen Türkei in den moslimischen Fragmenten der Bevölkerung noch eine Stütze finden, in ethnischer Beziehung ist ihr Machtanspruch kaum nennenswerth, und wenn von einem kompakten türkischen Volk im allgemeinen die Rede sein kann, so ist es eigentlich nur in Anatolien (Kleinasien) zu suchen.

Wie ersichtlich ist der Begriff eines nationalen Staates, selbst wenn die Türkei einen solchen angestrebt hätte, von jeher unmöglich gewesen. Um die Hegemonie des Türkenthums zu wahren, bot sich den ersten Sultanen kein besseres Mittel, als die strenge Befolgung der moslimischen Gesetze, d. h. die Schaffung einer hierarchischen Regierungsform, wie solche ihre selbsttürkischen Vorgänger befolgt und wie solche im ganzen moslimischen Asien gang und gebe gewesen. Augenscheinlich hatte diese Regierungsform in anbetracht der großen Anzahl christlicher Unterthanen des Sultans — denn neben 18 Millionen Mohamedanern zählt man heute gegen 10 Millionen Christen — unzweifelhafte Vortheile für die Eroberer gegenüber den Eroberten, doch mußte andererseits wieder der krebsförmigen hierarchischen Verfassung höchst unheilvolle Folgen nach sich ziehen, deren Verderblichkeit für den Staat und für die Zukunft des ottomanischen Volkes in der Neuzeit mit all seinen Schrecken hervortritt.

Erst in der Neuzeit, als ein reger und ununterbrochener Verkehr mit Europa die türkischen Herrscher zur Annahme scheinbarer Reformen gezwungen, nur seit jener Zeit hat die Regierungsform äußere Veränderungen sich gefallen lassen, das innere Wesen ist aber immer bei seiner ekelhaften Monstruosität geblieben. Die türkischen Ministerien auf der Hohen Pforte waren nur Ministerien dem Namen nach, denn regiert hat der unumschränkte Wille des Sultans, oder jener seiner Kreaturen, die als willenlose Werkzeuge sich hingaben. Wir in Europa pflegen z. B. das Staatsbudget der Türkei ganz ernst zu nehmen, trotzdem ein solches eigentlich existirt hat, da der Herrscher über die Staatseinkommen ganz frei schalten und walten kann.

In den Augen des Sultans Abdül Aziz galt das ganze Volk und die Nation für nichts anderes, als ein verächtliches Podium seiner überirdischen Größe, und der halbverrückte Monarch, der Lieblingspferden und Kampfschähnen hohe Auszeichnungen verlieh, hat sich dann erst auf dem Throne sicher gefühlt, als die von seinem Bruder ererbten Minister mit dem Tode abgegangen waren und er in die Lage kam, sich neue, blind ergebene, aber unfähige Minister zu wählen. Sein Ende ist bekannt: er erlag der nationalen Kräfteanstrengung eines kleinen Theiles der türkischen Beamtenwelt, in dessen Adern sich eine bescheidene Dosis von Patriotismus, Freiheitsliebe und Männerwürde vorgefunden hatte. Midhat Pascha, Hussein Awni Pascha, Aufschdi Pascha und der Scheichul Islam: Scheirullah Effendi waren

sozusagen die letzten Tribunen des osmanischen Volkswillens, denn als der heutige Sultan an die Regierung kam, da war es seine erste Sorge, jede leiseste Spur jener Volkskraft zu vertilgen, die ihn auf den Thron gebracht, und nach 21jähriger Herrschaft, einer der grauenvollsten Perioden des Absolutismus in Asien, ist es ihm auch gelungen, das wenige, was aus Konstitutionalismus und Liberalismus aus Europa eingebrungen war, gründlich auszurotten, das asiatische Regime mit allen seinen Grausamkeiten und Schrecken herzustellen und selbstverständlich jede Regung des osmanischen Nationalgefühls im Keime zu ersticken.

Die Türkei ist daher wieder einmal, trotz der bedeutenden Fortschritte, die die Gesellschaft auf den verschiedensten Seiten der europäischen Kultur gemacht hat, in politischer Beziehung streng asiatisch geworden. Dieser Materialismus ist es leider, an dem die moslimischen Staaten der Neuzeit zu Grunde gegangen sind und geben mußten. In alten Zeiten hatten Palastintrigen, aufwallender Religionsfanatismus und Prätorianerwirtschaft den Absolutismus der Herrscher einigermaßen gedämpft, doch heute verfügen diese absolutistischen Schahs, Sultane zc. über gutgedrillte Soldaten, über Kanonen und andere Mittel der modernen Macht, sie haben eine Vertretung in europäischen Staaten, sie werden von unseren Fürsten als „mon cher frere“ angesprochen, finden daher nach innen und außen vollkommen Schutz gegen jeden Angriff auf ihre Autokratie und gegen jede Bedrohung ihres tollen Absolutismus. Unter solchen Regierungsformen kann natürlich von der öffentlichen Kundgebung eines Volkswillens und von der Anbahnung zum Prinzip des Selbstgovernment keine Rede sein, und die vom Fürsten ängstlich gehütete persönliche Uebermacht verhindert auch die Verbreitung solcher Ideen, die die Massen zum Selbstbewußtsein erwecken könnten. Trotz des verbesserten öffentlichen Unterrichts wird der Sultan immer als unumschränkter Herr des ganzen Landes, das Volk für eine Herde oder für seine Schutz- und Nachbefohlenen gehalten. Jeder buhlt um die Gunst des Fürsten, jeder will von ihm leben, alles will angestellt sein und den Staatschah als Gemeingut betrachten, wie das Sprichwort sagt: „Das Vermögen des Fürsten gleicht einem Meere, wer davon nicht genießt, ist ein Schwein.“

Wäre die Türkei ein einheitlicher Staat, wie zum Beispiel Persien oder Afghanistan, so hätten sich die Gebrechen asiatischer Regierungsform nicht so fühlbar gemacht und der Verfall wäre vielleicht erst später eingetreten; doch in einem Lande, das ethnisch und in religiöser Beziehung so arg zerklüftet ist, wie der ottomanische Kaiserstaat, in einem Lande, welches von solcher mächtigen Nachbarn umgeben, daher steten Gefahren nach außen hin ausgesetzt ist, in einem solchen Lande hat die absolutistische Regierungsform und der blinde Religionsfanatismus jenes Unheil anstiften müssen, welches wir heute in der Türkei vor uns sehen. Der Verfall datirt, wie gesagt, schon seit Jahrhunderten, und das letzte Mittel, welches dem unglücklichen Volke der Osmanen noch übrig geblieben ist, um die endgiltige Katastrophe noch hinauszuschieben, liegt heute in der Versuche der Einführung solcher Reformen auf dem Gebiete der Verwaltung, die, allen gleiches Recht während, Schutz gegen Uebergriffe der Regierung angedeihen lassen. Zu der heutigen Krise der Türkei wäre es für die Osmanen nicht das größte Unglück, wenn sie auf gewissen Gebieten der Administration einer temporären Vormundschaft anderer europäischer Staaten sich unterwerfen würden. Was wir heute in Egypten vor uns sehen, das ermuntert vollaus zur Annahme einer solchen Vorbedingung. In der Türkei würden die Folgen einer unmittelbaren, gelinden, europäischen Einmischung sich wohl noch viel segensreicher gestalten.

Kleines Feuilleton.

— Die Feuerpest in Rußland. Zu den gefährlichsten Feinden, die der Landmann hat, ist in Rußland die Feuerpest zu rechnen, jene gefährliche Erscheinung, die ganze Dorfschaften verheert und den Fleiß der Bauern in wenigen Stunden vernichtet.

Die Sorglosigkeit, mit der der Landmann baut, begünstigt den Ausbruch der vielen Brände. Beim Errichten der Häuser wird mit einem Leichtsinne verfahren, der die Gefahr geradezu zu berufen scheint. Die Löschvorrichtungen sind dabei so primitiv, die Bedienung derselben ist so mangelhaft, daß die Ausdehnung des Feuerherdes hierdurch nur zu begreiflich wird.

Dabei legt das Landvolk beim Wüthen der Feuerbrünste noch eine Naivität an den Tag, die an die Zeiten des Mittelalters erinnert. Sind alle Anstrengungen zur Löschung vergeblich geblieben, greift die Flamme nur immer weiter um sich, so eilt das Volk in die Kirche, holt ein Heiligenbild und setzt es an der Brandstätte nieder. Die ganze Gemeinde kniet rings umher und der Priester giebt dazu seinen Segen. — Wenn inzwischen das ganze Dorf niederbrennt, so hat Gott das gewollt, es ist hinzunehmen und man muß es eben wie manches andere Unglück ertragen.

Um der Gefährlichkeit des Feuers aber Einhalt zu thun, hat sich in Rußland neuerdings ein Brauch ausgebildet und in kurzem überall Eingang gefunden.

Jeder Dorfbewohner ist durch seinen Anschluß an das Gemeinwesen verpflichtet, beim Ausbruch des Brandes dem Gefährdeten beizustehen. Um dieser Bestimmung nun eine feste Organisation zu geben, hat sich in der Bauordnung ein System entwickelt, wodurch die Glieder einer jeden Gemeinde gleichsam mit vertheilten Rollen spielen.

Wird ein Haus gebaut, so begiebt sich der Dorfbewohner zum Ältesten und fragt ihn nach der Uebernahme seiner Rolle. Es wird von dem Schulzen das Löschgeräth gewählt, das die wenigsten Besitzer unter den Dorfbewohnern aufweist. Ist das Gebäude nun bis zum Deckenfirst errichtet, so wird in den Querbalken, welcher das Dach durchkreuzt, das Geräth abgebildet und angeschafft. Hierfür gilt die ganz bestimmte Ver- ordnung, das Geräth so zu halten, daß es für jedermann leicht zu- gänglich und zu jeder Zeit zu benutzen ist. Ist zum Beispiel einem Dorfbewohner bei der Rollenvertheilung die Beschaffung einer Leiter nun zugefallen, so muß sie äußerlich angebracht und zu jeder Zeit abgenommen werden können. Ist es ein Eimer, so muß er gefüllt gehalten, ist es eine Art, so muß sie geschliffen sein. Besitzt ein Bauer ein großes Gehöft und hat er mehrere Häuser, so tritt das Gefinde mit für ihn ein und vom Großknecht an führt ein jeder im Dienstverhältniß Stehende ein anderes Geräth, was den Bewohner des Dorfes gleichsam vervielfältigt.

Ist ein Brand in einer Ortschaft nun ausgebrochen, wird im Kirchturm die Sturmglocke geläutet, so finden die Bauern in hellen Schaaren sich ein, ein jeder mit seinem Löschgeräth, um die nun sich greifenden Flammen zu löschen. Um auch hier eine gewisse Disziplin zu schaffen, finden an den Sonntagen Probe-Übungen statt. Ein jeder erwirbt sich in der Handhabung des Geräthes das Geschick, das ihm beim Brande selbst treffliche Dienste leistet.

Zu berücksichtigen ist hierbei, daß der geringe Wohlstand mancher Gegenden auf die Feuerpest zurückzuführen ist, daß die Bauern auf den Bau ihres Hauses eine so geringe Sorgfalt verwenden, da dasselbe einer verlässlichen Schätzung zufolge in einem jeden zehnten Jahr niederbrennt.

Versicherungs-Gesellschaften nehmen Objekte nicht an, die in den entlegeneren Gebieten liegen, und der Landmann ist der Macht des Elementes somit ganz und willkürlich preis gegeben. Mehrere ausländische Feuer-Versicherungs-Gesellschaften, die früher in Rußland stark operirten, haben sogar das russische Reich von ihrer Thätigkeit vollkommen ausgeschlossen.

Die Regierung bietet hier gar keinen Schutz, da eine Bau-Ordnung in unserem Sinn nicht existirt. Der Waldrechtshum fördert die Errichtung von Holzhäusern und erst in neuerer Zeit hat man angefangen, in den Dörfern der Westgouvernements Steinhäuser zu errichten. Die Feuerpest unterminirt zum starken Theil den Volkswohlstand des russischen Reiches. —

Literarisches.

n. Der entlarvte Lucifer. Metaphysischer Verlag, Berlin-Wehlendorf. — Nicht die geschicktesten Schwindeleuten haben die größten Erfolge gehabt, sondern gerade die plumpesten. Im Grunde genommen ist das durchaus logisch; denn wer um die Gunst der Dummköpfe wirbt, muß ihrer Beschränktheit möglichst entgegenkommen, ihnen vor allem den Glauben beibringen, daß sie noch ge- scheiterte Leute seien als sie bisher selbst glaubten. Dazu gehört Frechheit, dazu gehören handgreifliche Lügen. Sagen sich die Dummsten unter den Dummen aber erst: „Was dieser Mann sagt, muß doch wohl wahr sein, seine Behauptungen wären ja sonst zu unversämmt; das sähe ja gerade aus, als ob er uns für dämlich hielt!“ dann hat der Prophet seine Gläubigen mit Haut und Haaren. Sie lassen sich rufen bis auf den letzten Heller, tod- schlagend, wenn es sein muß, aber ihre Ueberzeugung opfern? Nein, das hieße ja die eigene Dummheit einsehen! — Der anonyme Verfasser geht einigen antifreimaurerischen Verleumdungen, darunter auch dem bekannten „Miß Vaughan“-Schwindel Leo Taxils, hart zu Leibe. Die Ereignisse haben ihm inzwischen recht gegeben. Helfen wird das aber alles nichts, denn wer an den Teufel glaubt, glaubt auch an den entlarvten Lucifer, d. h. die Teufelkünste der Frei- maurer, so fest, wie die Freimaurer an gift- und dolchbewaffnete Jesuiten. Im geheimen reiben sich beider Parteihäuptlinge ver- gügigt die Hände und denken: „Wenn der Streit zwischen uns nicht da wäre, man müßte ihn erfinden, so — dumm ist er!“ —

Botanisches.

— Die Erscheinung des leuchtenden Holzes hat die Wissenschaft verschiedentlich zu erklären versucht, so daß eine reichliche Literatur über diesen Gegenstand vorhanden ist. Trotzdem gehen noch heute die Ansichten über die Ursache dieser Erscheinung auseinander. Die Einen sehen sie in rein chemischen Umsetzungen der Holzbestandtheile, während Andere sie in den auf dem Holze schmarozhenden Pilzen suchen. Die letzte Anschauung hat jetzt, wie die „Zgl. N.“ mittheilt, durch Fr. Kutscher eine neue Begründung erfahren. Er fand auf einer Harzreise in einer Tannenrodung leuchtendes Holz. Ein kürzlich ausgegrabener Tannenstumpf phosphoreszirte in ausgezeichneter Weise mit blau-weißem Licht. Sehr stark leuchteten daran die zum theil weißfaulen Wurzeln, aber auch die gesunden Wurzeln zeigten an ihren frischen Schnittflächen deutliche Phosphoreszenz. Weiter fanden sich in der Umgebung des Stumpfes große, von den ge- sunden Wurzeln herrührende schön leuchtende Holzsplitter. Dabei ließen sich zunächst an diesen irgend welche Pilze nicht wahrnehmen. Es gelang Kutscher, Theile des leuchtenden Holzes mit nach Marburg zu bringen, wo er sie im physiologischen Laboratorium Prof. Koffels genauer untersuchte. Zunächst fielen ihm an den Holzsplittern kaum sichtbare Spalten auf, die das Holz in der Richtung des Faserverlaufs durchsetzten. Die Splitter waren in den Spalten

leicht zu trennen, und dann waren die beiden genau aufeinander- passenden Theile von einem zarten, rein weißen, wolligen Pilzrasen bedeckt, der den Rand der Holzflächen freiließ und sich gegen das von ihm nicht überwucherte Holz durch eine scharfe braune Linie abgrenzte. Die Untersuchung in der Dunkelkammer zeigte sofort, daß die Pilze die Ursache des Leuchtens waren, denn das Holz leuchtete gerade dort besonders stark, wo der Pilzrasen am dichtesten war. Um den gefundenen Pilz zu züchten, brachte er auf einen Nährboden aus Gelatine und Buchenrinden-Abkochung einige Pilzsporen, und nach einigen Abimpfungen hatte er den leuchtenden Pilz in Reinkultur in Händen. Sein Wachstum bot nichts besonders Charakteristisches, doch verhielt sich der Pilz insofern eigenartig, als er die Gelatine tief bräunte. Auch das leuchtende Holz war dort, wo der dichteste Pilzrasen wucherte, rein weiß ge- blieben, zeigte aber gegen den Rand hin, wo mit bloßem Auge keine Pilze mehr zu sehen waren, eine starkbraune Färbung, die durch eine tiefbraune Linie, welche sich oft als feine Leiste von der Holz- fläche abhob, abgeschlossen wurde. Die künstliche Uebertragung der Reinkulturen auf Tannen- und Buchenrinde oder weißfaules Holz bot keine Schwierigkeit, wenn nur für genügende Feuchtigkeit und Temperatur gesorgt wurde.

Technisches.

Sprungfeder-Handgriffe. In der Regel wird der Radfahrer beim Passiren unebener Wege finden, daß die sich einstellende kör- perliche Ermüdung zum großen Theil eine Folge der rüttelnden Be- wegung ist, die von der Lenkstange ausgeht. Nicht selten schlafen die Hände und die Unterarme des Fahrers dabei ein. Hauptsächlich um diese lästige Wirkung zu mildern, hat man die Holzgriffe längst mit elastischer Masse überzogen. Aber die damit erzielte Milderung ist keine gleichartig gegenwirkende, d. h. man kann diesen Widerstand weder nach Bedarf vergrößern oder verringern, noch dem Gewicht des Fahrers bezw. seiner Art zu fahren anpassen. Jetzt aber soll, wie der „Scientific American“ schreibt, William Robinson in Boston Sprungfeder- Handgriffe erfunden und bereits angewendet haben. Durch eine im vertikalen Rohr der Lenkstange angebrachte Feder mit Scharnier wird die Lenkstange elastisch gemacht. Sie federt um so stärker, je heftiger die Stöße sind und je stärker insofern dessen der Druck der Arme auf die Lenkstange ist. Die Federung reagirt nur auf Druck, nicht auf Zug, so daß die Lenkstange beim Bergauffahren, wo auf dieselbe gewöhnlich Zug ausgeübt wird, völlig unbeeinflusst bleibt. Die Feder kann dem Gewicht des Fahrers angepaßt werden. —

Vermischtes vom Tage.

— Eine Person, die nicht schwören will, ist eine Hofbesitzerin aus einem Dorfe bei Verden a. d. Aller (Provinz Hannover), ein Fräulein von über 80 Jahren. Als sie vor dem Verdener Schöffengericht den Zeugeneid trotz allen Ermahnens verweigerte, wurde sie in eine Geldstrafe von 20 Mark genommen. Sie erhielt nun kürzlich eine abermalige Vorladung zur eiblichen Aussage, sie will jedoch wieder nicht schwören und sagt: „De Wahrheit will ed seggen, ed hevo in mien' ganzen Leben noch nich sworn — un denn will ed up mien' ohlen Dage ook nich mehr!“

— Ein verschwindendes Dorf. Die sieben größten Besitzer der Ortschaft Ridders haben nach langen Verhandlungen ihre Ländereien (ca. 580 Hektar) an den Militärökonom zwecks Ver- größerung des Posthofes der Lagers verkauft und jetzt die Kaufsumme, die durchschnittlich 1100—1200 M. für den Hektar be- trägt, ausbezahlt erhalten. Zehn kleinere Besitzer der Ortschaft Ridders, die insgesammt noch über etwa 600 Hektar verfügen, haben sich mit dem Militärökonom nicht über den Preis einigen können und deshalb ist ein Enteignungsverfahren eingeleitet. Im nächsten Jahre dürfte voraussichtlich das ganze Dorf von der Bildfläche verschwinden sein. Mit den Besitzern in der Ortschaft Schlotfeld ist theilweise eine Einigung er- zielt, theilweise wird ebenfalls das Expropriationsverfahren an- gewendet. —

— Abgestürzter Luftschiffer. Der Luftschiffer Mons Lee fand in Mc Reesport bei Pittsburg seinen Tod, als er, im Be- griffe aufzustiegen, von seinem Luftschiff abstürzte. —

— Eine Verkehrrevolution in Paris. Schon auf den 1. Juli gebt die Gesellschaft „Petites voitures“ (Kleine Wagen) ca. 500 automatische Fiaker in Zirkulation zu setzen. Fällt die Sache befriedigend aus, wird sie nächstes Jahr all' ihre Köpfelein abtanzen. —

— Kindermord im großen. Aus Rom wird tele- graphirt: Eine von der Regierung vorgenommene Untersuchung er- gab, daß auch in Kinderasyl von Modica dieselben Zustände wie in dem von Santa Annuciata herrschen. Von 1459 innerhalb zehn Jahren aufgenommenen Kindern sind nur noch drei, und von 147 im letzten Jahre aufgenommenen gleichfalls nur noch drei Kinder am Leben. —

— Ein Cholerafall unter den Mekka-Pilgern. Den „Daily News“ wird aus Kairo gemeldet, daß unter den Mekka- Pilgern, die in Eltar in Quarantäne sind, ein verdächtiger Krankheits- fall vorgekommen und als Cholera erkannt worden sei; doch werde ohne Zweifel durch die Strenge der bestehenden Vorschriften eine Weiterverbreitung der Seuche verhütet werden. —